

Drittes Kapitel.

Schulferien! Sommerferien!

Vier Wochen lang nicht mehr für den Lehrer und die Lehrerin arbeiten zu brauchen! Denn für wen sonst arbeiten die kleinen Menschenkinder? Vier Wochen lang alle Tage Sonntag, mit der Aussicht der heißen Stadt zu entfliehen, um sich draußen in Feld und Wald nach Herzenslust herumzutummeln, solange bis die kleinen Füße nicht mehr laufen können, das Kind schlaftrunken des Abends der Mutter in die Arme fällt, noch ehe es in seinem Bettchen liegt. Vier Wochen lang frei, alle Tage Sonntag! Vier Wochen lang keinen Tadel zu fürchten wegen „Schwatzhaftigkeit“ und „Unachtsamkeit“!

Als ob sie kein Recht hätten sich auf ihre Ferien zu freuen! Als ob es eine Kleinigkeit wäre für ein junges, bewegliches Geschöpf stundenlang an einem solch schönen Sommertag wie heut auf der Schulbank zu sitzen, fortwährend alle Gedanken, wie ein Regiment wohlgeschulter Soldaten, denen kein: Rührt Euch! die Glieder löst, zusammenzuhalten, kein Wort zur Nachbarin zu reden, nicht einmal lachen zu dürfen, wenn dem Lehrer aus der Rocktasche der weiße Zipfel

seines Taschentuchs hervorzieht, keine Miene zu verziehen, wenn er sich unversehens den Armel an der Tafel mit Kreide beriebt. O der Qual! Vor Lachen bersten zu müssen und nicht lachen dürfen!

Und nicht einmal zum Fenster darf man hinaussehen, denn jeder Vogel, der da vorbeisfliegt, nimmt die Gedanken auf seinen Schwingen mit sich fort. Das Rechenexempel bleibt ungelöst, die Frage unbeantwortet.

So war es auch den kleinen Mädchen der Fischen Schule nicht zu verdenken, wenn sie jetzt, nach Schluß der letzten Schulstunde, vor lauter Vergnügen wie toll durcheinander stürzten und mit den kleinen Stimmen einen argen Lärm vollführten, ungeachtet der Anwesenheit ihrer Lehrerin, Fräulein von Trebbin, die, mit der Hand leicht auf den Tisch gestützt, da stand und die aufgeregte Schar lachend betrachtete. Konnte sie es ihnen doch aus vollster Seele nachempfinden und beneidete die kleinen Dinger fast um das wonnige Gefühl.

Was sind für sie die Ferien?

Ihre Erholung wird darin bestehen, jetzt fast alle Tage durch die glutheißen Straßen zu Tante Cäsar zu gehen, um den Nachmittag in deren Garten zu verbringen. Des Abends, wenn der Asphalt und die hohen drei- oder vierstöckigen Häuser all' die Hitze ausströmen, die sie tagsüber von den glühenden Sonnenstrahlen eingesogen haben, geht sie nach Haus und sitzt dann manchen Abend bis nach Mitternacht in ihrem Schlafzimmer am weit geöffneten Fenster, über ihr Leben nachdenkend, darüber, wieviel sie von

ihm zu erwarten habe und wie wenig es ihr bisher geboten.

Wenn die kleinen Mädchen ihre Hüte aufgesetzt und den Tornister umgeschminkt hatten, gingen sie etwas gemesseneren Schrittes zu Luise, gaben ihr die Hand, machten einen Knix und empfahlen sich, um dann mit ein paar wilden Sprüngen zur Thür hinaus und die Treppe hinunter zu stürzen.

Ganz zuletzt kam ein kleines Mädchen auf Luise zu, in der linken Hand das Zeugnis haltend, mit der rechten an ihrem Tornisterriemen nestelnd. Sie war ganz schwarz angezogen, hatte lange, blonde Locken und blickte unter dem runden, schwarzen Strohhut, der das süße, bleiche Gesicht beschattete, mit großen, blauen Rinderaugen, fragend, als wolle sie etwas, zu Luise empor.

„Nun, Annie? Will mein Liebling noch etwas?“

Sie hob die elfenhafte Gestalt mit kräftigem Arm empor, sie herzlich küssend.

„Tante Luise, ich möchte mit Dir nach Haus gehen. Nimmst Du mich mit?“

„Ja, mein Liebchen, freilich. Ich muß mir nur noch Hut und Sonnenschirm holen, dann bin ich fertig.“

„Tante Luise, ich möchte am liebsten garnicht nachhaus gehen.“

Luise fühlte, wie sich die beiden Ärmchen fest um ihren Hals schlangen. Der kleine Kopf sank auf die Brust herab. Das Kind fing bitterlich an zu schluchzen. Luise kamen die Thränen in die Augen, weil sie grenzenloses Mitleid mit der Kleinen erfaßte.

Annie, deren Vater Gymnasiallehrer in B. war,

hatte vor einiger Zeit ihre Mutter verloren, und wenn irgend jemand, so konnte Luise das Gefühl jammervoller Verlassenheit, tiefer Sehnsucht nach den Küssen und Liebkosungen der Verstorbenen begreifen, die das liebebedürftige Kinderherz erfüllten.

Wie sie nun Annie in ihren Armen hielt, fühlte sie sich in ihre eigene traurige Kindheit zurückversetzt, sah sich des Abends nach dem Tod der Mutter auf dem kleinen Schemel in einer dunkeln Zimmerecke sitzen, zitternd und fröstelnd vor innerer Erregung und so jammervoll weinend, als müßte sich die kleine Gestalt auflösen vor Schmerz und Trauer.

Warum weinte sie eigentlich? Sie wußte es selbst nicht. Ihre Mutter sei tot, sagten sie, das verstand sie nicht. Sie konnte sich's nicht denken, daß sie nicht mehr wiederkommen sollte. Sie wußte nur, daß sie heut noch kein Mensch in die Arme genommen und geküßt hatte, wie es ihre Mutter so oft gethan, und sie würde auch gewiß heut Abend nicht mehr kommen, um sie auf ihren Schoß zu nehmen, denn es war schon sehr spät. Wenn sie nun wirklich nie mehr käme! Nie mehr! Und das Herz des Kindes überkam langsam, langsam ein furchtbares Gefühl gänzlichen Verlassenseins.

Luise versuchte jetzt Annies Kopf aufzurichten, setzte sich auf einen Stuhl mit ihr und sie auf dem Schoß behaltend, küßte sie sie wieder. „Liebchen, Du mußt nachhaus. Denk' einmal, was Dein Papa sagte, wenn seine Annie nicht nachhaus käme.“

Die Kleine schüttelte trüb den Kopf, und um die Lippen zuckte es von verhaltenem Weinen.

„Papa ist garnicht zuhaus. Er hat für ein paar Tage verreisen müssen. Ich bin mit Tante Mathilde allein. Papa hat auch immer soviel zu schreiben und zu arbeiten. Er kann nicht soviel bei mir sein, wie Mama. Die war immer bei mir und küßte mich so oft. Tante Mathilde küßt mich nie. Sie hat soviel zu thun. Sie will mich auch nicht immer mit auf den Kirchhof gehen lassen. Glaubst Du, daß es Mama sieht, wenn ich auf den Kirchhof gehe?“

„Ja, Annie. Deine Mama sieht alles, auch, daß Du jezt bei mir auf dem Schoß sitzt. Sie ist nun beim lieben Gott und ein Engel geworden mit langen, schneeweißen Flügeln, wie der Engel, den ich Dir neulich zeigte. Aber sie sieht es nicht gern, wenn Du weinst, Kindchen. Deine Mama ist jezt dort oben im Himmel so heiter und vergnügt, wie nie in ihrem ganzen Leben. Da möchte sie ihr Kind auch lustig sehen. Denk einmal wie krank sie immer war. Im Himmel hat sie keine Schmerzen.“

„Aber ich glaube es nicht,“ sagte Annie, „daß sie so lustig ist. Mama hat so oft gesagt, sie könne ohne Papa und mich nicht leben. Im Himmel hat sie uns doch nicht.“

„Sie weiß, daß sie Euch einmal wieder sieht, Annie, und die Zeit vergeht so schnell. Hundert Jahre sind im Himmel wie bei uns ein Tag. Ich will Dir einmal eine Geschichte erzählen, Annie. Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte eine wunderschöne, liebe Mama, gerade wie Deine, mit langem, goldblondem Haar . . .“

„Und gerade so wie Du,“ sagte Annie wie im

Traum, nachdem sie aufgehört hatte zu weinen und ihr Köpfchen an Luizens Brust ruhte.

„Die Mama wurde krank und starb und ließ das kleine Mädchen ganz allein zurück. Hörst Du's, Annie? Ganz allein! Das Kind hatte es viel schlimmer als Du. Alle Tage, bei Sturm, Regen und Sonnenschein, ging das kleine Mädchen auf den Kirchhof und weinte immerfort. Einmal, an einem schönen Sommertag, da schlief das Kind unter dem weißen Rosenstrauch, der auf dem Grab der Mutter stand, ein, und da sah es ganz deutlich, wie aus den Rosen ein weißes Gewand ward, und auf einmal stand seine Mutter vor ihm; die sah das Kind traurig an und sagte: ‚Du mußt nicht soviel weinen. Sieh einmal, mein langes, weißes Kleid ist von Deinen Thränen ganz durchtränkt, deshalb kann ich nicht, wie ich möchte, in den Himmel hinauf, zum lieben Gott fliegen. Mein Kleid ist von Deinen Thränen so schwer und hält mich hier unten fest.‘ Die Kleine faßte es an und fühlte, wie die Falten schwer und naß zur Erde herabhingen. Da weinte das kleine Mädchen eine ganze lange Woche keine Thräne, und als sie am Sonntag darauf, an einem wunderschönen Morgen, wieder auf den Kirchhof ging und einschlief, weil die Sonne ihr so hell in die Augen schien, daß sie sie garnicht länger aufhalten konnte, da erschien ihm die Mutter wieder, aber diesmal lachte sie freundlich. Ihr ganzes Gesicht glänzte vor Freude. Das blonde Haar sah diesmal wirklich wie Strähnen Goldes aus, und das weiße Gewand hing nicht mehr in schweren Falten herab, sondern umschwebte

wie eine duftige, weiße Wolke ihren Körper. Sie gab dem Kinde die Hand und sagte: „Anniechen“ — oder wie es sonst heißen möchte — „nun ist mein Kleid trocken, so daß ich aufsteigen kann zum lieben Gott. Und da oben ist es so wunderschön, daß ich die Zeit nicht erwarten kann, wo Du bei mir sein wirst.“

Annie richtete den Kopf auf und sah sie ernst an:

„Ist das wahr, Tante Luise?“

„Ganz gewiß.“

Und da die „Tante Luise“ ein Orakel für die Kleine war, meinte sie: „Nun will ich aber auch wirklich nicht mehr weinen.“

„So ist's recht, Annie,“ sagte Luise, sie herabgleiten lassend und rasch aufspringend. „Was ist doch heut für ein Tag? Richtig, Sonnabend. Dann gehen wir morgen zu Tante Cäsar. Und da wollen wir uns amüsieren! Gieb acht, die kocht uns Schokolade und dann kommt Onkel Paul und steigt auf den Kirschbaum. Und Stachelbeeren wollen wir essen! Das wird ein Fest! Da wird sich aber mein Kindchen freuen! Ich hole Dich ab. Nun aber komm, Annie; es ist Zeit.“

„Ach ja,“ jauchzte die Kleine, „zu Tante Cäsar! Du bist ja so gut, liebe, liebe Tante Luise. Wie ich mich freue!“

Ihr Gesicht strahlte vor Entzücken. Dann gingen sie Hand in Hand nachhaus.

„Hat mich Tante Cäsar so lieb wie Du?“

„Freilich, Annie. Tante Cäsar hat alle Kinder lieb, am liebsten die, die keine Mama mehr haben.“

„Hat mich Onkel Paul auch lieb?“

„Gewiß.“

„Aber er ist so häßlich, Tante Luise.“

„Still, Annie, still! Wer wird so etwas sagen? Das ist nicht hübsch von Dir.“

„Aber er ist es doch. Er sieht ganz anders aus, wie Du und Papa.“

„Ja, Annie, wir können doch nicht alle gleich aussehen.“

Unter solch tiefsinnigen Betrachtungen langte Annie bei ihrer Wohnung an und verabschiedete sich zärtlich von Luise. Am nächsten Nachmittag, Punkt drei Uhr, stand sie, an der Hand des Mädchens, Luise erwartend, an der Hausthür. Wie lange Tante Luise heut blieb! Die kleinen Füße trippelten ungeduldig hin und her. Ein paarmal zog sie das Mädchen an der Hand bis mitten auf die Straße, um zu sehen, ob die Erwartete denn nicht bald käme. Endlich bog die schlanke Gestalt Luisens um die Straßenecke und wurde von Annie jubelnd begrüßt.

„Ich bringe Annie heut Abend auch wieder nachhause. Das Fräulein erlaubt doch, daß sie vielleicht erst nach dem Abendbrot kommt?“

Es war ein weiter Weg bis zu Tante Cäsars kleinem Haus, das in der Vorstadt gelegen, noch von ihrem seligen Mann für sie gekauft worden war, damit sie nach seinem Tode ein festes Heim habe. Er hatte es damals, obgleich der Garten ziemlich groß war, zu einem ungemein billigen Preis erstanden, sonst wäre er kaum je so kühn gewesen, sich zum Hausbesitzer aufzuschwingen.

Als Luise mit Annie in Frau Cäsars Wohn-

zimmer trat, saß diese gerade in ihrem bequemen Lehnstuhl und hielt ihren Mittagschlaf. Den träg herabhängenden Händen war das Zeitungsblatt ent schlüpft und der Kopf tief auf die Brust herabgesunken.

Luiſe blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen: „Wir stören gewiß!“ Aber nein, da kannte sie ihre Tante schlecht. Die hatte ja garnicht geschlafen. Sie sprang rasch auf, rieb sich die kleinen Augen, griff nach dem Zeitungsblatt, um es aufzuheben und umarmte Luiſe herzlich.

„Das ist ja zu nett, daß ihr beiden heut Nachmittag gekommen seid. Du liebes, süßes Puttchen.“

Sie nahm das Kind in ihre Arme, küßte es geräuschvoll ab und es auf den Schoß nehmend, drückte sie sein Köpfchen zärtlich an ihren stattlichen Busen, es fortwährend mit den verschiedensten Schmeichelnamen benennend. Während sie abwechselnd schwatzte und die Kleine küßte, kamen ihr die Thränen in die Augen.

„Du liebes, süßes Dingel, wie blaß Du aus siehst in dem schwarzen Kleid! Da müssen wir dem Kind wohl etwas ganz Extraes machen, hm? So ein Täßchen Chokolade? Was meinst Du wohl?“ Sie hob das Köpfchen, unter das Kinn fassend, in die Höhe.

Ein entzückter Blick traf sie aus den großen Kinder Augen, und während Annie ihre Armchen um Tante Cäsars dicken Hals schlang, sagte sie: „Ach ja, Tante Cäsar. Nur eine einzige Tasse!“

„Was meinst Du wohl, geben wir den anderen auch was, oder trinken wir alles allein? Na, wir wollen mal sehen, was sich machen läßt. Jetzt lauf

in den Garten, mein Puttchen, da findest Du jemand. Ich muß in die Küche. Das Mädchen ist aus."

"Da geh' ich mit, Tante Cäsar."

"Wenn Dir's Spaß macht, Luise. Nötig ist es nicht."

Die beiden hantierten eifrig in der Küche herum. „Was Du für schöne, rote Backen bekommst, Luise. Das ist Dir einmal gesund."

"Ja, hier in Deiner freundlichen Küche macht mir das Arbeiten Spaß; die unsrige ist so ungemütlich und düster."

"Ich kann's auch nicht begreifen, warum Ihr nicht schon längst aus Eurer ungemütlichen Stadtwohnung, mit dem langen dunkeln Gang ausgezogen seid."

"Du weißt, Papa konnte die Wohnung damals nicht selbst mieten. Auch ist er gegen solche Dinge sehr gleichgültig. Er könnte sich manches vielleicht behaglicher machen. Was mich betrifft, habe ich freilich manchmal grenzenlose Sehnsucht nach mehr Licht, Luft und Sonne."

"Ja Luischen, ich weiß, wie Du damals mit in unser schönes Gebirge gegangen, warst Du ein ganz anderer Mensch geworden."

"Daran denke ich noch oft zurück, wenn ich abends am Fenster stehe, über die hohen Häuser hinweg nichts als ein Stückchen Himmel sehe, und vergehe vor Sehnsucht danach."

"Das solltest Du dem Vater sagen."

"Nein. Ich sage ihm nie so etwas. Das würde ihm sein Herz nur schwer machen und ändern könnte

er doch nichts. Du bist immer so gut gegen Annie, Tante.“ Luise versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ei, da müßte ich ja kein Herz im Leibe haben, wenn ich das nicht wäre,“ sagte Tante Cäsar eifrig, „mag der Vater noch so gut und besorgt um das Kind sein, so ein zartes, kleines Tier braucht echte, warme Frauenliebe. Das lebt nicht blos von ordentlichem Essen und Trinken, das zieht auch aus Küssen und zärtlichen Liebesungen seine Nahrung, wenn es recht gedeihen soll. Zieh' ihm die wärmsten Kleider an und gieb ihm keine Liebe, so friert es doch. Der Mann, allezeit überhäuft mit Arbeit, kann sich unmöglich so in die Kinderseele hineinversetzen; aber vor einem Weib, das ihren Kindern nicht versteht eine echte Mutter zu sein, hab' ich keine Achtung. Die ist's nicht wert, daß sich ihr zwei so süße kleine Kinderarme entgegenstrecken. Die ist überhaupt gar nichts, kein Weib und kein Mann, ein rechtes Un-
ding,“ schloß Frau Cäsar sehr energisch.

„Da magst Du Recht haben, Tante. Ich weiß von mir selbst am besten, wie einem Kind ohne Mutter zu Mute ist. Ich konnte mir, als meine Mutter tot war, unmöglich sagen, daß mein Vater, der garnicht mit Kindern umzugehen verstand und bei der geringsten Gelegenheit heftig wurde, mich liebte. Ich liebte Hans-Kurt, der damals meinem Vater schon viel zu schaffen machte, viel mehr. Er that ja gar nichts für mich, Gott bewahre, aber war dafür immer zärtlich gegen mich. Als er dann später noch nach

Amerika geschickt wurde, glaubte ich meinen Vater sogar zu hassen. Ich kann mich noch deutlich des Tags erinnern, da ich, voll wilder Rachegelüste und voll Mut im Herzen davonlief, weil mich irgend ein rauhes, heftiges Wort verletzt hatte. Abends um zehn Uhr fand man mich dann wieder."

"Ich glaube, Du brächtest es heut auch noch fertig, Luise, es sah' Dir ähnlich," meinte Frau Cäsar kopfschüttelnd, indem sie den Topf auf den Herd setzte und mit einem Haken die Ringe abnahm, um das Feuerloch zu vergrößern.

"Wer weiß? Ich glaub's nicht. Ich bin jetzt schon zu gleichgültig geworden. Ich könnte dies intensive Haß- und Wutgefühl garnicht mehr empfinden, so gern ich's möchte. Ich würde dann wenigstens das Bewußtsein empfinden, zu leben. Solche Gefühle rütteln uns auf. Jetzt vegetiere ich nur."

Annie war, als Frau Cäsar und Luise in die Küche gingen, eilig in den Garten gelaufen. Ganz am Ende bei den Spargelbeeten hatte sie Onkel Paul auf- und abgehen sehen. Einmal — weiß der Himmel, wie sich die kleinen Beinchen verwickelten — war sie hingestürzt, aber lachend wieder aufgestanden, um nur desto eifriger ihrem Ziele zuzustreben.

Paul Cäsar wandelte, wie ein braver Philister, in seinem Hausjacket und einer langen Pfeife, aus der er behaglich ab und zu ein paar Züge that, auf und nieder. Da wurde er Annies ansichtig, die voller Freude auf ihn zustürzte, denn wie allen kleinen Mädchen machten ihr im Grunde genommen 'die Onkels' mehr Spaß als 'die Tanten'.

„Hurrah! Da ist ja die Annie,“ rief er, stellte die Pfeife an den Baum und hob das Kind mit beiden Armen hoch in die Luft. „So, nun gieb mir einmal einen Kuß, aber einen ordentlichen.“

„Ja, Onkel Paul, ja! Du hast ja auch keinen Schnurrbart und kriegst auch, glaube ich, nie einen,“ sagte sie, ihn zweifelhaft betrachtend. „Unser Religionslehrer hat auch keinen und ist doch schon so alt.“

„Hör' mal, Annie, das sind traurige Ausichten. Der gute Onkel Paul sehnt sich fieberhaft nach einem Schnurrbart.“

„D! Und was hast Du da für eine lange Pfeife?“

„Still! Um Himmelswillen still! Die darf Tante Luise nicht sehen, die müssen wir verstecken,“ sagte er in komischer Angst.

„Ja, ja, schnell, Onkel Paul!“ sagte Annie höchst erfreut und verständnisvoll, faßte danach, kroch ganz tief ins Gebüsch und versteckte die Pfeife darin.

„Kannst Du sie sehen, Onkel Paul?“

„Keinen Schimmer! Na, und was willst Du denn heut bei uns machen?“ sagte der Riese, sich zu ihr herabbeugend. „Du möchtest gern Stachelbeeren essen? Da am Ende der große Strauch, der lockt Dich wohl? Schön! er soll heut abgegrast werden. Und da oben, Gnädigste, sehen Sie mal die Kirschen! Das wäre so was. Willst Du Dir mal selbst welche pflücken? Wenn ich Dich hebe, so geht's.“

„Ach ja! Bitte, bitte!“

Sie schlug die kleinen Hände zusammen und sah gierig nach den Kirschen.

„Annie, Du bist ja so leicht. Soll ich Dich mal in die Höhe werfen? Ich glaube, Du kämst garnicht mehr zur Erde.“

„Ja, da könnte ich gleich in den Himmel fliegen.“

„Ach was, dummes Zeug! Hier unten ist's tausendmal schöner.“

„Ach?“ sagte sie sehr erstaunt. „Tante Luise meint aber, im Himmel sei's schöner.“

„So? Tante Luise? Was weiß die denn, wie es da oben aussieht? War sie schon einmal dort?“

„Nein. Aber sie hat's gesagt.“

„So? Na, dann muß es ja allerdings wahr sein. Vorläufig aber wird noch hier unten geblieben, Annie. Bei Onkel Paul ist's auch nicht übel, und eins will ich Dir sagen, Stachelbeeren giebt es da oben nicht. Darauf kannst Du Dich verlassen. Da giebt's ja gar keine Erde. Alles wächst aus den Wolken heraus, und wenn es dann immer soviel regnet und die Wolken so patzschnaß sind, brrr, da mögen die Dinger schön schmecken.“

Das leuchtete Annie ein. Wenn es da oben keine Stachelbeeren gab, dann fehlte gewiß noch manches andere, dann konnte es so schön nicht sein. Dann war es nur gut, daß ihre Mama nie Stachelbeeren essen mochte.

„Aber nun, Annie, hopp!“

Er hob sie mit seinen langen Armen in die Höhe. Die Kleine streckte jauchzend ihre Händchen nach den Kirschen aus und riß sie ab.

„Ach, noch ein bißchen höher, süßer Onkel Paul, noch ein bißchen. Sieh' mal, da sind noch zwei.“

„Vergebliches Bemühen! Die Ärmchen waren zu kurz.

„So, dann will ich Dir was sagen, dann wollen wir mal zum Sonntag eine Extravorstellung geben. So! Du stellst Dich auf meine Schulter. Ich halte Dich ganz fest. Nur keine Angst!“

„Aber, Onkel Paul, Dein guter Anzug!“

„Ach was! S'ist ja die alte Jacke, und heut ist es nicht schmutzig draußen. So, ich halte Dich ganz fest.“

Hurrah! Nun hatte sie die Kirschen gepflückt.

Ja, ja, dachte Paul, so sind sie alle! Wenn sie nur einen guten Kerl finden, auf dem sie herumtrampeln können, dann sind sie zufrieden. Und weiß der Teufel, es findet sich auch immer einer.

Er setzte das Kind langsam zur Erde nieder.

„Nun wollen wir nach Tante Luise sehen.“

Da kamen sie schon, voran Luise, das Brett mit der großen Kanne in beiden Händen haltend, hinterdrein Tante Cäsar, eine schneeweiße Serviette über den Arm gehängt, den Korb mit dem Backwerk tragend.

„Ah, la belle chocolatière!“ rief Paul beim Anblick der schlanken Frauengestalt aus, die, die Wangen leicht gerötet, ihm lächelnd entgegenschritt.

„Luischen, Du siehst entzückend aus!“

„Dummes Zeug!“ Man sah's ihr aber an, daß sie diesen Ausruf aufrichtiger Bewunderung gern hörte.

„Annie, sag' mal: Tante Luise, Du siehst aus wie eine Prinzessin.“

„Wer wird dem Kinde solches Zeug vorreden!

Lauf, Annie, und hol' Stühle. Hier wollen wir unsere Chokolade trinken."

Rings von dichtem Gebüsch umgeben, das die Sonnenstrahlen schützend abhielt, stand ein alter Steintisch, den Tante Cäsar sehr energisch mit einem kleinen Besen abzukehren begann.

"Na, erlaube mal, Mutterchen, Dukehrst mir ja alles auf die Stiefeln."

"Ja, dafür kann ich nichts," sagte sie lachend, "da mußt Du Dich eben wo anders hinstellen. Geh' und hilf dem Kinde."

Nach einiger Minuten kam er wieder, von Annie gefolgt, die einen Stuhl herbeischleppte und sehr entrüstet war, daß sie Onkel Paul nicht alles allein tragen ließ.

"Nehmt Platz!"

Tante Cäsar goß die Chokolade ein und während Annie aufmerksam zusah, wie der braune Trank in ihre Tasse floß, sagte Paul:

"Natürlich Chokolade! Ich kriege das ganze Jahr keine; aber wenn die beiden kommen . . ."

"Onkel Paul!" und Annie schlug ihm vor Vergnügen auf die Knieen, "dann mußt Du uns eben alle Sonntage einladen."

"Abgemacht!" und er hielt ihre kleine Hand fest, "alle Sonntage! Hurrah! Die gute Alte soll leben! Stoßen Sie an, meine Damen! Sie ist es wert, daß man sie in ihrer Chokolade leben läßt!"

Kein unharmonischer Laut weit und breit, der sie störte!

Aus den Nachbargärten hörte man fröhliches Lachen und Sprechen.

Helle Sommerkleider schimmerten durch die Büsche, dort am Zaun ging ein Liebespaar, an dem Paul lebhaften Anteil nahm, im flüsternden Gespräch auf und ab, da flog eine Schaukel, auf der sich zwei junge Mädchen schreiend und lachend vergnügten, durch das Grün auf und nieder, eine Schar Kinder stürmte jubelnd vorbei.

Wie schnell hatten die Menschenkinder die trüben Regentage vergessen, um mit vollen Zügen den ersten schönen Sommertag zu genießen.

Am nächsten Tage fand Luise, von einem Besuch zurückgekehrt, Cillis Brief vor.

Dieser Besuch hatte sie verstimmt.

Auf dem Nachhauseweg mußte sie über die Unterhaltung nachdenken, die geführt worden war. Dieselbe hatte sich fast ausschließlich um Personen der Gesellschaft gedreht, die von den Damen des Hauses scharf beurteilt worden waren.

Luise begriff nicht, wie man so eingehend vom Thun und Treiben aller unterrichtet sein konnte. Sie selbst nahm nur an den wenigen Menschen Anteil, die ihr persönlich nahe standen. Dazu waren diese Damen sehr „fromm.“ Fromm im modernen Sinn!

Sie gingen Sonntags womöglich zweimal zu einem sehr orthodoxen Prediger in die Kirche und waren so eifrige Mitglieder der verschiedenen Wohltätigkeitsvereine, daß sie nicht imstande waren ihre nächsten Freunde zu besuchen, wenn diese schwer

krank darniederlagen. Und welche Heuchelei! Welche Brüderie!

Die Achtundzwanzigjährige erklärte es für höchst unpassend sich Goethe's Faust im Theater anzusehen, und dabei fiel Luise ein, wie sie neulich durch Zufall erfahren, daß sich dieselbe junge Dame die Erzeugnisse der berühmtesten französischen Romanschriftsteller zum Lesen zu verschaffen wußte.

Al! das war ihr widerlich!

Das Gebahren dieser Leute kam ihr kleinlich und erbärmlich vor, die Luft, die sie hier atmete, beklemmender, der Kreis, in dem sie sich bewegte, noch enger als zuhaus.

Vielleicht, daß ihr Vater dennoch Recht hatte, wenn er sagte, die Mehrzahl tauge nichts und jemebr Menschen man kennen gelernt habe, desto mehr unangenehme Erinnerungen trüge man mit sich herum.

Cillis Brief verschonte ihre Grillen.

Sie hatte die Handschrift gleich erkannt und riß das Kouvert hastig auf. Cilli würde doch nicht krank gewesen sein? Sie hatte solange nicht geschrieben. Nein. Sie war nicht krank. Sie war unsagbar glücklich.

Luise las den Brief mindestens dreimal, die Stelle, da Cilli ihr das Geheimnis ihrer Liebe preisgab, kannte sie auswendig. Sie war so vergnügt, daß sie am liebsten jetzt noch zu Paul gelaufen wäre, um ihm Onkel Schönborns Versetzung mitzuteilen. Sie konnte den nächsten Tag kaum erwarten.

Die Freude, daß Cilli zu ihr kam, überstieg alle Grenzen.

Nun hatte sie etwas, worauf sie sich freuen konnte. Nun kam sie sich plötzlich nicht mehr so arm vor, nun würde sie auch den langen, heißen Sommer hier in der Stadt besser aushalten, da sie wußte, daß Cilli kam.

Welch lieben, guten Vorgesetzten ihr Vater erhielt! Wenn er nur endlich nachhaus käme! Er kam noch früh genug.

Wie er ihr guten Abend bot, den Hut von sich warf und sie ihm ins Gesicht blickte, drängte sich ihr alles Blut nach dem Herzen.

Da war wieder irgend etwas Unangenehmes vorgefallen!

Es war ihr nicht möglich, ein Wort über den Brief zu sagen. Er sah ihn neben ihr auf dem Tisch liegen.

„Du hast einen Brief bekommen, Luischen?“

„Ja, von Cilli.“

„Nun?“

„Sie schreibt, ihr Vater käme hierher, als Präsident, an Dein Gericht.“

Trebbin fuhr sich mit der Hand übers Haar

„Nun, es freut mich für Dich. Cilli ist ein gutes Kind. Du wirst viel von ihr haben. Waret ja auch vorigen Sommer viel zusammen, als sie bei Cäsars war. Ihr Vater hat's besser verstanden, als ich, Karriere zu machen. Er ist jünger als ich. Nun gleichviel. Das ist nun einmal so.“

Er starrte ins Leere.

Luisens innere Angst wurde immer größer. War Hans Kurt elend und zerlumpt plötzlich wieder-

gekommen? War er tot? Hatte Walter einen schlechten Streich gemacht?

„Was hast Du Papa? Was ist vorgefallen?“

„Nun, da ich Dir's doch einmal sagen muß, Luise: Walter ist von seinem Prinzipal entlassen. Er hat mir die Thatfache, daß er total untauglich sei, in der denkbar schonendsten Weise mitgeteilt. Ich bin denn doch immer noch der Rat von Trebbin,“ sagte er bitter; er schien äußerlich ruhig; aber seine Stimme zitterte bei jedem Wort. „Außerdem sei er jedenfalls in schlechte Gesellschaft geraten, sei mit Frauenzimmern herumgelaufen. Dies sagte er mir nur in seiner Eigenschaft als Freund, nicht als Prinzipal.“

„Großer Gott, wie soll's ich denn machen? Ich kann doch nicht von früh bis abend hinter ihm herlaufen.“

Er setzte sich ans Fenster und stierte in die Dämmerung hinaus.

Luise trat zu ihm hin.

Cilli, ihr Brief, alles war vergessen. Langsam stieg vor ihrem innern Auge eine gräßliche Zukunft auf, die Zukunft, die sie sich in einsamen Abendstunden manchmal ausmalte, bis sie schauernd ihr Gesicht in beide Hände barg: Sie sieht sich nach einer freudlosen Jugend, nach dem Tode ihres Vaters, langsam an der Seite des blöden Bruders dem Alter entgegengehen, selbst gleichgültig und apathisch geworden durch das fortwährende Arbeiten ums tägliche Brot, ihre eintönige, freudlose Existenz.

Aber sie können nicht von einander. Sie sind

zusammen geschmiedet durch Sorge und Armut. Sie muß ihn erhalten! Es ist ihre Pflicht. Wenn sie ihn nicht verhungern lassen will, muß sie für ihn sorgen.

Des Morgens trifft ihr Blick zuerst das blöde Gesicht; ehe sie sich abends zu Bett legt, ist es ihr letzter Eindruck.

Wenn sie ihrem Leben ein Ende machte! Das Grauen vor dieser Zukunft ist größer als das Grauen vor dem Tode.

Das war nicht das Schlimmste, daß Walter zum zweiten Mal seine Stelle verlor.

Nein! Er wird ein drittes, viertes, fünftes Mal entlassen werden. Die Sorge wird nie ein Ende nehmen.

„Was soll ich thun?“ hob Trebbin wieder an, „Direktor Wild hat mir gesagt, er wolle sehen ihn in einer Fabrik unterzubringen.

„Was meinst Du, Luise?“

Das Herz krampfte sich ihm zusammen bei dem Gedanken, seinen Sohn als gemeinen Fabrikarbeiter sich unter das Proletariat mischen zu sehen.

Er sprach's nicht aus, bildete er sich doch ein, selbst „Sozialist“ zu sein.

Aber man muß das Proletariat der großen Städte kennen, um den Abscheu begreifen zu können, der Trebbin bei diesem Gedanken erfüllte.

Walter wird untergehen in dieser Gesellschaft.

Er wird sich vor seinem eigenen Sohne grauen, wenn er die Gewohnheiten dieser Leute mit hinauf in seine Wohnung bringt.

Luiſe las dem Vater vom Geſicht ab, was in ſeinem Innern voring; da ſie aber wußte, daß er dieſe, ſeine Gedanken, nie eingeſtehen würde, ſagte ſie:

„Wo denkſt Du hin Papa? Walter mit ſeiner ewigen Träumerei! Er würde mit jeder Maſchine in Konflikt geraten. Willſt Du, daß ſie ihn Dir mit gebrochenen Gliedern ins Haus bringen?“

Was ſie da ſagte, war vollkommen richtig und Trebbin ſtimmte ihr bei.

„Aber wie einen Beruf finden, dem er genügen kann? Ich kann ihn doch nicht auch nach Amerika ſchaffen!“

„Großer Gott, nein! Da werden ſie ihn unter die Füße treten.“

Trebbin ſtüzte die Stirn in beide Hände. „Daß ich an meinen Söhnen ſo gar keine Freude erlebe,“ ſtöhnte er, „ſolange ich lebe, geht's noch, Luiſe. Aber wenn ich einmal tot bin! Wenn er Dir dann zur Laſt bleibt! Wenn Ihr nichts habt, als die elende Summe aus der Lebensverſicherung!“

„Vermache die Walter allein, Vater.“

„Und Dir?“

„Mir?“ Sie lachte leicht auf. „Nichts als das Erbteil, das aus dem Haus der Trebbin noch übrig geblieben: Die zwei koſtbaren Piſtolen, die in Deinem Schreibtiſch liegen. Ich hab' ſchon oft darüber nachgedacht, wie ſeltſam es iſt, daß von allem Vermögen den letzten Trebbins nichts geblieben iſt, als das, das trefflichſte Mittel ſie aller Sorgen zu überheben. Aber nun wollen wir von Walter ſprechen,“ ſagte ſie, dem Vater, der etwas darauf erwidern

wollte, die Rede abschneidend. „Sagtest Du nicht Du wolltest es mit einer Schreiberstelle versuchen? Vielleicht könnte ich auch morgen mit Paul darüber sprechen.“

Und während die beiden Menschen sich ihr Gehirn zermarterten, wie sie Walter am besten unterbringen könnten, schlenderte er ganz gemütlich, seine Cigarre rauchend, am Arm seines „Freundes“ durch die Straßen. Er war von diesem Menschen, der seine Dummheit trefflich auszunutzen verstand und ihn mit Schmeicheleien und thörichten Versprechungen vollständig zu sich hinüber gezogen hatte, nunmehr unzertrennlich geworden.

Walter wußte es ganz gut, daß ihn sein Prinzipal nicht mehr gebrauchen konnte. Aber es war ihm einerlei. Als er's ihm ankündigte, hatte er ihm frech ins Gesicht gesehen, denn sein Freund hatte ihm gesagt: „Nur nicht betteln,“ und war, ohne ein Wort zu sprechen, davongegangen, um sich unterwegs begreiflich machen zu lassen, daß dies eine himmelschreiende Ungerechtigkeit sei, daß die Armen von den Reichen nur ausgefogen würden, und daß — dies war immer das Ende — die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie es ihnen heimzahlen und sich alles teilen würden. Dabei hatte sein Berater zornig die Faust geballt, und Walter hatte dasselbe gethan.

Als er darauf viel später, als sonst, nachhaus kam, der Vater ihn frug, wo er gesteckt, und ob er's wüßte, daß er entlassen sei, sagte er:

„Ja wohl weiß ich's, und unverschämt und

ungerecht ist's, und wenn wir erst alle einmal teilen werden . . .“

Da fuhr der Alte wütend auf und mit der flachen Hand auf den Tisch schlagend: „Zum Donnerwetter! Hör' auf mit Deinen Faseleien! Wer hat Dir den Blödsinn in den Kopf gesetzt?“

Da Walter hartnäckig schwieg, sprang der Alte auf, packte ihn vorn, schüttelte ihn, daß der ganze Körper nur so hin und herslog:

„Und jetzt will ich's wissen, Kerl, wer Dir das vorgeredet, was Du da vom teilen gesprochen, mit wem Du Dich herumgetrieben, und was Du für Streiche gemacht hast. Wenn Du jetzt Punkt acht Uhr nicht immer zuhaus bist, dann könnte ich einmal ein Exempel statuiren, an das Du denken sollst.“

Luise war entsetzt, zitternd vor Angst aufgesprungen.

Als sie den Vater sich auf Walter stürzen sah, hatte sie von seiner Heftigkeit eine gräßliche Scene befürchtet und sich außerdem vor Walter entsetzt, wie er, totenblaß mit weit aufgerissenen Augen und angstvoll zusammengekniffenen Lippen bald sie, bald den Vater angesehen, um dann, von diesem losgelassen, auf einem Stuhl zusammenzubrechen, als versagten ihm die Kräfte.

Bergeblicher Kampf, den sie da kämpften!

Bei Tisch hatte sie keinen Bissen essen können. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Jedes Mal, wenn sie auf Walter hinsah, der stumm, fast regungslos da saß, kamen ihr die Thränen in die Augen, und grenzenloses Mitleid erfüllte sie.

Als der Vater, der längst seine Heftigkeit bereut — was ihn noch mehr verstimmte — früher als sonst gute Nacht gesagt, zog sie den Bruder mit sich ans Fenster und sprach lange und freundlich mit ihm, wie als wolle sie ihm abbitten, was sie vorhin in ihrer Verzweiflung über ihn gedacht.

Am nächsten Tage ging Luise zu Frau Cäsar, glücklicherweise traf sie Paul allein. Tante Cäsar war in einem Kaffee, und, wie ihr Sohn sagte, bis Abend wohl versorgt und aufgehoben.

Er wollte wie gewohnt seine Scherze mit Luise machen, fand diese aber so verstimmt, daß er augenblicklich ein ernstes Gesicht aufsetzte und gutmütig sagte:

„Na, Luischen, was hat es denn nun wieder bei Euch gegeben?“

„Wart's nur ab, Paul. Ich habe Dir allerhand zu sagen. Zuerst bringe ich Dir hier das Buch wieder. Es hat mir nicht gefallen. Die Verfasserin hat ein großartiges Zeitgemälde entrollen wollen, wozu ihr jegliche Kraft und Erfahrung fehlte. Auch prahlt sie gewaltig mit ihrer Gelehrsamkeit. Ich meine immer, daß die Schriftstellerinnen das Bedeutendste leisten, die sich mit dem beschäftigen, was ihnen am nächsten liegt, am ehesten zukommt: mit dem Studium des menschlichen Herzens. Denk' Dir doch nur, was es da alles zu studieren giebt. Von was für leidenschaftlichem Verlangen wird so eine arme Menschenseele gepeinigt!“

„Da denkst Du an Dich, Luischen, es sind aber nicht alle Menschen so interessant.“

„Spötter! Ich weiß wohl, daß es viel ruhigere Naturen giebt; aber ohne Kampf kann's bei keinem abgehen.“

„Luiſe, wie wärs, wenn Du einmal ſchrieſt?“

„Nein. Dazu bin ich zu geſcheidt.“

„Oho!“

„Ja, ich bin nämlich geſcheidt genug, um einzusehen, daß ich nur etwas sehr Mittelmäßiges zu Stande bringen würde. Und was weiß ich denn vom Leben? Eine Frau mag noch so geſcheidt ſein, der Mann weiß doch immer noch viel mehr. Wievieleſ giebt's was uns ewig verſchloſſen bleibt, Ihr aber mit der größten Leichtigkeit erreicht.“

„Ja, wenn man ſich einmal als Mann anziehen, einmal frei umherſtreifen könnte, um alles kennen zu lernen! Alles!“

„Ich habe ein grenzenloſes glühendes Verlangen das was man „Leben“ nennt kennen zu lernen. Wenn ich doch einmal meine volle Freiheit hätte, nicht Abend für Abend hinter meiner Petroleumlampe zu ſitzen brauchte! Das iſt ſo fürchtbar langweilig! Ich weiß garnicht, was ich mit meiner Freiheit anfangen würde, weiß nicht einmal, was ich eigentlich will. Aber,“ hier wurde ſie lei denſchaftlich erregt, „Du kannſt mir es glauben, Paul, wenn ich manchmal des Abends in meinem Zimmer darüber nachdenke, daß das Leben ewig ſo weitergehen wird in dieſem fürchtbar öden Einerlei, da überkommt mich grenzenloſe Verzweiflung. Mir iſt dann zu Mute, als könnte ich das nicht mehr lange ſo aushalten, als müßte ich von Sinnen kommen. Mir wird ſo

glutheiß vor innerer Erregung, daß ich am liebsten in die Nacht hinauslaufen möchte, um mich abzukühlen. Ich weiß nicht, ob sich andere ebensoviel zu schaffen machen wie ich mir. Aber was rede ich da für dummes Zeug?" sagte sie leichtthin, „eigentlich bin ich hierher gekommen, um Dir zu sagen, daß Onkel Schönborn als Präsident hierher kommt.“

Paul legte die Cigarre, aus der er eben einige Züge gethan, nieder, und sein Gesicht, das während Luise sprach sehr ernst geworden war, zeigte einen freudigen Ausdruck.

„Das ist ja herrlich! Und das sagst Du so ruhig? Ja, Luisechen, Du bist mir ja unbegreiflich.“

„Ich bin garnicht unbegreiflich. Mir ist keine Sorte Menschen unaussprechlicher, als die sogenannten Unbegreiflichen, Unverstandenen. Wenn Du mich zu Ende gehört haben wirst, wirst Du mich und meine Stimmung schon begreiflich finden. Mit mir ist heut nicht viel los. Als ich gestern nachhaus kam, war ich über den süßen Brief von Cilli ganz außer mir vor Freude. Du weißt ja, wie ich dann sein kann, so als wenn ich in dem Gefühl, das mich augenblicklich beherrscht, ganz untergehen wollte. Ich bin ein Narr, wenn ich mich einmal freue,“ sagte sie bitter, „ich weiß, daß dann jedesmal ein Rückschlag kommt. Das zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben. Papa kam sehr verstimmt nach Haus und sagte mir, mit Walters Stelle sei es vorbei, er sei in schlechte Gesellschaft geraten und was der unangenehmen Dinge mehr waren. Nun war's mit

meiner Freude vorbei, und der Eindruck, den mir Papa, verstimmt und niedergedrückt wie er war, wiederum machte, ist so nachhaltig, daß ich heut noch darunter leide. Ich will mich immer auf Cillis Hiersein freuen, kann's aber nicht. Wer weiß, wie mir das wieder verleidet wird!"

Paul hatte ihr ernst und schweigend zugehört.

"Was wollt Ihr mit Walter machen?"

"Rechtsanwalt Krüger will ihn als Schreiber annehmen. Lange wird's dort auch nicht gehen."

"Nur nicht den Mut verloren, Luise! Es wird noch alles werden. Mach Dir auch um Walter nicht zuviel Sorgen. Ich bin ja später auch noch da. Wir wollen ihn schon zusammen durchschleppen. Nimm's Leben nicht so schwer! Sei mal ein flotter, fideler Kerl! Noch sind die Tage der Rosen, Rosen," hub er an zu trällern und sich dann unterbrechend: "Was macht Cilli?"

"Sie schrieb so reizend, gerade so wie sie ist. Sie will mein Leben arrangieren! Mein Leben! mit ihren kleinen Kinderhänden. Da bin ich begierig, weiß ich doch nicht, wie man leben muß, um es als eine Wohlthat zu empfinden. Richtig leben ist schrecklich schwer. Sie will mich verheiraten, schreibt sie zuletzt."

"Du höre mal," sagte Paul lebhaft, "dann ist sie selbst verliebt. Alle echten Frauen wollen ihre Freundinnen verheiraten, wenn sie selbst einmal den Gegenstand ihrer Liebe gefunden haben, und die kleine Cilli wird einmal eine echte, rechte Frau werden. Übrigens ist das der gescheiteste Gedanke,

den sie seit lange in ihrem kleinen Hirn ausgebrütet hat."

"Meinst Du?" sagte Luise, lehnte ihren Kopf zurück und heftete unter den gesenkten Augenlidern einen forschenden Blick auf den Sprechenden, "das wird ihr schwerlich gelingen. Ich habe so meine eigenen Ansichten darüber. Ich bin ein armes Mädchen, und was die heutzutage für Aussichten haben, weiß jeder. Irgend welche Ansprüche zu machen, ist ihnen untersagt, und ich will Ansprüche machen," sagte sie leidenschaftlich.

"Du hättest neulich den Brief lesen sollen, den Papa an einen seiner Studienfreunde geschrieben. Er zeigte ihn mir, denn es handelte sich darin um eine vakante Stelle an unserer Schule, die die Rechte des Betreffenden erhalten sollte. Eine Zeile stand darin, die er im Augenblick vergessen hatte, die ich dafür desto besser behielt. Sie hieß: ich bin der einzige unter meinen Freunden gewesen, der so thöricht war, ein armes Mädchen zur Frau zu nehmen. Mit den Worten hat er Recht gehabt! Leidenschaftlich habe ich meine Mutter geliebt, und doch hat er Recht gehabt."

"Luise, wenn Du ihn aber heute fragtest, ob er dies arme Mädchen noch einmal heiraten würde, er sagte ganz gewiß ja. Er ist immerhin sehr glücklich mit ihr gewesen."

"Nun ja, um jetzt, wie Du siehst, seine Thorheit tausendmal zu bereuen und in diesem fortwährenden Sorgen und Ringen zu vergessen, daß er einmal glücklich gewesen. Ich danke dafür. Meinst

Du, ich wollte einen Mann heiraten, durch den ich abermals in diese drückenden, beengenden Verhältnisse käme, um dann Kinder zu haben, die, wenn ich einmal tot, den Kampf fortsetzen ums tägliche Brot? Nein! tausendmal nein! Eine endlose Kette von Jammer und Elend! Bei mir soll sie wenigstens einmal unterbrochen werden. Ich müßte also in glänzende Verhältnisse heiraten. Aber ich glaube nicht, daß ich einen Mann heiraten könnte, den ich nicht liebte. Ob ich mich einmal verlieben möchte, meinst Du? Ja. Aber so eine regelrechte Verlobung muß sehr langweilig sein. Die Liebe bleibt ein ruhiges, friedliches Bächlein, wenn Tanten und Gevattern ihren Segen dazu geben. Zum Strom, der alles verschlingt, wird sie erst durch den Widerstand, der ihr geboten. Und ich möchte," sagte sie leidenschaftlich und mit blitzenden Augen, „daß mich einmal ein solcher Strom forttrisse, daß ich einmal voll und ganz eine Leidenschaft empfinde, wie ich sie mir denke, grenzenlos und aller Schranken spottend. Nun, Paul, Du sagst ja garnichts?"

War das ihre wirkliche Ansicht oder stellte sie da, erregt durch ihre eigenen Worte, wieder einmal Behauptungen auf, über die sie nie ruhig nachgedacht hatte? Er blies ein paar Rauchwolken vor sich hin.

„Ich dachte eben darüber nach, Luise, wie Du reden und handeln würdest, wenn einmal der Moment eintreten sollte, wo Dir vom Schicksal sozusagen die Pistole auf die Brust gesetzt wird und es heißt: nun zeig Dich mal wie Du wirklich bist, nicht so,

wie Du zu sein glaubst und es die andern glauben macht. Wie würdest Du nur handeln, wenn man Dich zwänge entscheidend in Dein Leben und das von ein, zwei anderen Personen einzugreifen, wenn Du eines Tages wirklich etwas ‚erleben‘ solltest, etwas anderes als Dein stummes Wünschen und Verlangen. Ich möchte wissen, wie sich Deine Natur in solchem Falle entwickeln würde. Denn, nimm mir's nicht übel, Du bist noch längst nicht entwickelt. Viele Deiner Ansichten entspringen aus Deinem unbefriedigten Verlangen, schmecken stark nach Theorie, zeigen, daß Du vom wirklichen Leben nichts weißt. Sieh Acht! Im Falle der Not würdest Du vielleicht eine ganz andere Initiative ergreifen, als Du jetzt denkst, würdest Dich vielleicht mit Ekel von der Leidenschaft abwenden, die Du Dir jetzt ausmalst. Das ist die alte phantastische Mär von ‚dem Augenblick im Paradiese‘. Aber die Millionen Augenblicke, die dem einzigen dann folgen, wer entschädigt uns für die? Lern' einmal das Leben erst kennen. Es hat Dich bisher noch nicht mit ganzer Hand gepackt. Du hast bisher nur seine kleinen, widerlichen Nörgeleien empfunden, die — ich gebe es gern zu — auf Naturen, ungeduldig wie Deine, aufreibend und verstimmend wirken müssen. Sieh mich mal an, das Musterbild eines zufriedenen, philiströsen, jungen Mannes. Ich nehme das Leben wie es ist. Das kannst Du nicht. Du stellst fortwährend riesengroße Ansprüche an dies arme Leben, das noch wenige unruhige Geister befriedigt hat. Du erwartest immer noch das ‚Besondere‘, das kommen muß. Du ver-

kennst Deinen Standpunkt total. Die Sache ist gerade umgekehrt. Das Leben stellt fortwährend Ansprüche an uns, denen wir genügen müssen. Wir selbst thun am gescheitesten, an dies „pretensioſe“ Leben gar keine Anforderungen zu stellen, dann sind wir doppelt erstaunt und dankbar, wenn es uns einmal etwas bietet. Du bist noch zuwenig Philosoph, Luischen.“
